

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

95 (23.4.1932) Die Mußestunde

Schöpfung der Atome aus Elektronen und Protonen mit Lichtgeschwindigkeit ausgeführt wird. In jenen „Geburtschreien der Atome“ erblickt der amerikanische Gelehrte einen hörbaren Beweis für die sich immer wiederholende und erneuernde Schöpfung.

Literatur



Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 23, bezogen werden.

Das „Hambacher Nationalfest“ von Professor Veit Valentin. (Historisch-politischer Verlag Berlin SW. 68 Preis geb. 4.50 M., kartoniert 3.25 M.)

Kurz nach dem jetzt so stark gewürdigten Tod Goethes fand vor 100 Jahren das Hambacher Fest statt. Schon die Zeitgenossen sahen darin ein Symbol: das literarische Deutschland trat zurück, das politische begann sich zu regen. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Reichsministeriums des Innern, eine Gedendruckerei anlässlich der Wiederkehr eines so bedeutungsvollen Ereignisses zu veranlassen. Der bekannte Geschichtsschreiber der Deutschen Revolution von 1848/49 Prof. Veit Valentin hat die Aufgabe übernommen und bestens gelöst. Das „Hambacher Fest“ war die erste große politische Volksversammlung in Deutschland. Es steht zwischen dem Wartburgfest, wo sich nur ein bestimmter Jugendkreis sammelte, und der Frankfurter Paulstirche, die das erste und einzige gesamtdeutsche Parlament aufnehmen sollte. Die Führer von Hambach waren deutsche Patrioten, verschiedenster Richtung scharfe Nationalisten mit stark französischen Richtung standen neben doktrinären Liberalen westlicher Farbe und romantisch bewegten Burschenschaften, die, mit dem Blick auf England, das altgermanische Urvolk wiederzubeleben wollten. Gelfestfreiheit, Republik, Völkerverbund sind in Hambach zuerst auf deutschem Boden öffentlich gefordert worden, aber ebenso ein starker vollständiger-freieitlicher Nationalstaat. Veit Valentin hat aus den Archiven von Berlin, Wien, Paris, London und Moskau ein umfangreiches, bisher nicht bekanntes Material zusammengebracht, dessen wichtigste Stücke im Anhang abgedruckt werden.

Stempaufe. Ein Maschinen- und Geburtenregelungsroman von J. O. F. G. Erschienen im Verlag Leipzig C. I. 176 Seiten, ohne Ausstattung, kart. 2.80 M., geb. 4.— M.

Die Technik schaltet in ihrem Siegeszug immer mehr die Verwendung der menschlichen Arbeitskraft aus. Die Arbeitslosigkeit steigt unaufhörlich in der Nationalisierung. Ueberproduktion, Absatzstörung, Ueberfluß und bittere Not vermehren sich zum Chaos der Weltwirtschaftskrise. Die Anhäufung unerschöpflichen Kapitals, der Verfall unkontrollierter Vanteherrschschaft, eine irrsinnige Zoll- und Wapperrpolitik der durch die Preisverträge zerstörten Wirtschaftsgebiete, die Notlosigkeit der Regierungen, die furchtbar bedrohende Erstenjahrhundert und die Unmöglichkeit, mit den alten Methoden Europa vor der dräuenden Katastrophe zu retten, sind die Krankheitserscheinungen unserer Zeit. Ein dumpfes Grollen erschüttert die Welt. 30 Millionen Arbeitslose bilden das erschütternde Menno. Ueber allem steht der Moloch Maschine, der das Chaos fördert. Furcht unternimmt nun in Form eines äußerst unterhaltbaren und dabei gleichzeitig durch lehrreiche Betrachtungen verlesenen Romans den Versuch, die Krankheit der Gegenwart zu heilen, die Herrschaft der Maschine zu brechen durch die Beschaffung von Arbeit, Unterordnung der Maschine unter das Wohl der Menschen und durch die Geburtenregelung. Der Wirtschaftskritiker, den der Held des Romans vorlegt mühsam zwangslos in dem wirtschaftlichen Banerropa. Furcht jetzt auch die bedeutsame Verbindung von Nationalisierung und Geburtenregelung auf. Man kann aber sie verschiedener Auffassung sein, aber niemand kann leugnen, daß die von Furcht geprägte Form: „Nationalistischer Produktionsprozeß“ erhebt sich rationalistischer Menschengegenwartswort!“ unüberlegbar ist. Der Roman wird in Arbeiterkreisen sicher stark beachtet werden.

G. N. Berndorff. Spionage. Verlag Dick & Co., Stuttgart. (In Reinen 5.85 M., geb. 4.— M.)

Dieses bei seinem Erscheinen als Sensationschrift stark beachtete Buch, das soeben in 65. Auflage erscheint, ist jetzt erneut in den Vordergrund getreten, da das soeben über viele Bühnen gehende neue Theaterstück „Mademoiselle Docteur“ nach dem gleichnamigen Kapitel dieses Buches geschrieben wurde. Auch in Karlsruhe wird demnächst „Mademoiselle Docteur“ aufgeführt werden. Das Buch „Spionage“ gewinnt damit auch nach dieser Hinsicht Bedeutung, so daß der Inhalt dieses von Abenteuer-Darstellungen durchsetzten Buches neuerlichem Interesse begegnet. Es sei erwähnt: Vorkriegsspionage, Spionage als Spione, Dorn und West, I. u. I. Generalstabsspionage, Ein idealer Spion, Mademoiselle Docteur, die größte Spionin Deutschlands, Spionage im Weltkrieg, Mademoiselle Docteur im Krieg, Spionage, die den Krieg entschied, Maria Hart, Tantezin, Kurilianne und Spionin, Spionin in Kosterzellen, Der Tod der Edith Cavell, Nachkriegsspionage, 2 Meter von der Grenze entfernt verhaftet, Martha Koreniz, Spionage am Balkan.

Das Leben des Menschen von Dr. Fritz Rahn, 5 Bände. 5. Band. 256 Seiten, 23 ganzseitige Tafeln und 157 Abbildungen im Text. Inhalt des 5. Bandes: Das Auge, Die Geschlechtsorgane, Nieren und Sierden. Preis in Einzelheften gebunden RM. 16.50. Grandt'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Diese bis in die Vorkriegszeit zurückreichende Arbeit, außergewöhnlich durch das Ziel, das sie sich gesetzt hat, außergewöhnlich durch die Mühe, die sie verursachte, außergewöhnlich auch durch den Erfolg, den sie gebracht hat, ist jetzt vollendet worden. Welt über 1000 Bilder und 143 großenteils mehrfarbige Tafeln wurden in der Hauptsache ganz neu und in einer ganz neuartigen plastisch-lebendigen und verblüffend anschaulichen Dar-

stellung mit diesem Wert geschaffen. Nebstausgabe Vergleiche der Vorgänge im menschlichen Körper mit bekannten technischen Erscheinungen bringen auch dem Unkundenen die kompliziertesten Dinge nahe. Die Sprache des Textes ist für jedermann verständlich, die Sprache, mit der der Verfasser den Wundern des menschlichen Lebens gegenübertritt, machen die Erklärung des Wertes zu einem Erlebnis von tiefster Bedeutung. Was „Das Leben des Menschen“ zu einem Wert von ganz einzigartiger Bedeutung macht, ist neben der Aktualität des Themas, neben der Gründlichkeit und wissenschaftlichen Genauigkeit, mit der es bearbeitet ist, die Tatsache, daß der Verfasser es verstanden hat, alle Einzelheiten des reifen und vielverzweigten Stoffes durch Bild und Wort zu beleben und ihre Wertigkeit und ihre Zwecke zu durchleuchten.

Räselecke

Reimergänzungs-Räsel

Du klagst: „Die Welt ist gar so —
Wo ich auch bin und — — —
Doch sage: Hast du auch Ge —
Für fremdes Glück und — — ?
So mancher fragt um Liebe —,
Der Liebe nie be — ;
Wer sich nicht Andern opfern —,
Ist der des Opfers — ?

Suche die Endreime, damit der Spruch von Otto Promber versvollständig wird.

Scherz-Räsel



Räselauflösungen

Auflösung des Räfels: Kleingeld, Kein Geld.
Auflösung des Kreuzräfels: Elbe, Elfe, Jse, Ilbe.
Richtig gelöst: Julius Grimmer, Karlsruhe. Ludwig Oberle, Mörsch.
Kreuzräfel in vorletzter Nummer richtig gelöst: Fritz Hiescher, Karlsruhe.

Witz und Humor

Last Blumen sprechen! Ein Frühlingstag. Hans Hacke will zum Rendezvous. Hans Hacke steigt in den Autobus, ein Weihenstrauch in der Hand. „Noch jemand ohne Fahrschein?“ fragt der Schaffner. Hans Hacke meldet sich. „Wohin?“ will der Schaffner wissen. Da sieht er das Weihenstrauch und grinst: „Aha, Endstation, nicht?“ — „Woher wissen Sie?“ fragt Hans Hacke. „Nu,“ meint da der Schaffner, „sag es mit Blumen.“

Der Wecker. „Loni, kannst du mir deinen Wecker leihen, der meinige ist in Reparatur!“ „Längst überholt, wer gebraucht heutzutage noch Wecker?“ — „Wie soll ich das verstehen?“ — „Ich sende regelmäßig abends einen unfrankierten Brief an meine Adresse und pünktlich werde ich um 8 Uhr morgens vom Briefträger geweckt!“ — „Aber das viele Strafporto?“ — „Unfinn, ich verweigere regelmäßig die Annahme!“ (III)

Annonce. Junger Mann, mit Außenbordmotorboot, wünscht Partnerin mit Innenleben. (III)

Ein würdiger Mann beugt sich zu dem weinenden Jungen, neben dem ein gleichaltriger grinsender Bengel stand. „Warum weinst du denn so, mein armes Kind?“ „Weil ich einen Groschen verloren habe!“ — „Kam die untröstliche Antwort.“ Vächelnd zog der Herr einen Groschen aus der Tasche und gab ihn dem Knirps. Dabei sagte er ermahnend: „So, mein Junge, nun paß aber auf, daß du ihn nicht wieder verlierst!“ „Ne“, sagte der Junge, „nu such' ich mir 'nen ockeren aus, ich hatte gewettet, daß Sie hinschlüßern!“

Aus der höchst amüsanten und reichhaltigen Faschingsnummer der bekannten Lustigen Blätter (Verlag Dr. Sells-Exeler A.G., Berlin SW. 68). Das mit vielen farbigen Bildern versehene Heft ist für 50 Pfg. überall zu haben.)

Schriftleiter C. Grönebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 23. April 1932

52. Jahrgang

17. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Gang zur Fabrik

Karl Birner.

Es werden immer weniger Genossen,
Die zur Fabrik hin ihre Schritte lenken,
Für aber tausend Mann, kaum ausgedenken,
Steht wochenlang das Arbeitstor verschlossen,
Ein jeder Tag ist ihnen Feiertag,
Und jeden Tag verflummt ein Hammerschlag.

Es ist wie einst im Kriege es gewesen:
Die Schar der Kämpfer wurde immer kleiner,
Das Morde wurde jeden Tag gemeiner,
Und fort und fort begann ein neu Verwesen.
Doch forderte der Krieg nur Leibesnot,
Die Gegenwart jedoch reicht Gnadenbot.

Millionen Paare Arbeitshände rasten,
Die sonst mit einem Lied den Hammer süßeten,
Maschinen lenkten, Kesselfeuer schürten,
Und die den Mühsigang als Lasten haßten.
Sie müssen feiern, schaffenshungrig, bleich,
Die Knochen und die Muskeln werden weich.

Wo tausend Mann einst froh zur Arbeit schritten,
Da schleichen nur noch hundert voller Jagen,
In ihren Blicken steht ein stummes Fragen,
Ein leises Hoffen und ein herzlich Bitten:
Beende, Schicksalsgöttin, diese Not,
Und helf den Feiernden zum Arbeitsbrot.

Ein Frühlingsbaum erzählt

Dr. R. Francé.

Jeder Baum und Busch erzählt durch seine Gestalt seine Lebensverhältnisse, und es ist ein eigenes Vergnügen, auf dem Spaziergang sich so Schicksale erzählen zu lassen und Gestalten zu prüfen. Nichts lernt man aus solcher lebendigen Botanik, daß nicht alle Gewächse, nicht einmal alle Individuen der gleichen Art in gleicher Weise lichtempfindlich sind. Da steht eine Buche frei, als Alleinherrscher im freien Revier des Blumengartens. Es ist die richtige vollkronige Kugelbuche, denn wie ein Riesenball nach allen Seiten gleichmäßig wölbt sich ihre Krone über den Stamm, und die Blätter nehmen so ziemlich alle Stellungen ein, abgesehen davon, daß sie stets mit der Oberseite zum Himmel blicken. Auch an diesem Baum erzählt die Süd- und Westseite um ein vielfaches mehr an Sonnenlicht als die Nordseite. Trotzdem kümmern sich weder

Blattstellung noch Abgestaltung darum. Anders ist es im hinteren Teile des Gartens, wo der Park schon fast in den Wald übergeht. Dort gibt es schattige dämmerige Winkel mit Buchen, die schon im Buche zarter, in der Blattoberfläche heller, im ganzen weniger robust anmuten als der alleinstehende Lichtbaum. Und an solchen Schattenbäumen sieht man mit Rührung eine wunderbare Erscheinung. Wagerrecht steht da an den tiefhängenden Blättern ein Blatt. Es ist, als blickten sie alle sehnsüchtig zum Himmel hinauf, um keinen seiner Energie spendenden Strahlen zu verlieren. Wenn wie einen solchen Schattenzweig näher betrachten, dann ergibt sich, daß sogar die Blattstiele in oft sehr unnatürlichen Verkrümmungen gewachsen sind, damit nicht noch ein Blatt das andere verdecke, sondern alle etwas vom Lichte ab bekommen.

Keihen wir am sonnigen Morgen zu dem Baume zurück, so entdeckt man an ihm Wunder um Wunder. Nicht ein einziger ungebrochener Sonnenstrahl spielt am Boden. Nur bloße Krügel tanzen wie Geißeln im feuchten Schatten. Sie stammen von versprengten gebrochenen Strahlen, die auf Umwegen durch Ritzen der Laubdecke hinhin konnten. Trotzdem weist die Belaubung des untersten Astes handbreite, ja noch größere Lücken auf. Aber sie sind gerade dort, wo in den höheren Aststücken das Laub lückenlos aneinanderschließt. Auf diese Weise ergängen sich Ast um Ast. Manchmal schiebt erst mehrere Meter tiefer ein ganz mühsam verkrümmter Blattstiel sein grünes Scheibchen in eine winzige Lücke, die nur einem Blatte Licht zuweist. Stets aber ergänzt sich der Lichtquelle gegenüber das gesamte Laubwerk eines solchen Schattenbaumes zu einer lückenlosen lichtauffangenden Fläche, deren einzelne Bruchstücke, nämlich die Blätter, wie die Steinchen eines Mosaiks anmuten.

Ist die Lichtnot sehr groß, dann kann sich sogar die Belaubung eines einzelnen Sprosses zu einem Mosaik zusammensetzen. In der Stube kann man das an üppig wucherndem Esen da und dort beobachten und wird dann belehrt, daß nicht nur die Baumgestalt, sondern auch die Blattgestalt eine Lichtanpassung sei. Denn man sieht deutlich, daß die eigenförmlichen Lappen des Esenblattes zu einander passen, wie sich da Verjüngung in Einbüchtung schmiegt und die scheinbare Willkür der Blattgestalt ihren tiefen Sinn aus lebendigem Bedürfnis heraus findet.

Dieser Zusammenhang zwischen dem Lichtbedürfnis der Pflanze und der Baumgestalt, der Zweig- und Blattstellung und der Blattgestaltung ist dem Naturfreund im Garten ein unerschöpfliches Studienmaterial.

Es war

Von Hermann Stenz.

Es war im Sommer 1918.

Wir saßen umweit hinter der Front in einer erbärmlichen Holzhütte, welche gegen Flieger dicht mit Reisig und Rasenstücken umkleidet war. Um ein kleines Feuer, an dem wir die wenigen Lebensmittel, die damals von der Abteilung geliefert wurden, in unserm russigen Topf kochen hatten, um uns eine jener kümmerlichen Mahlzeiten zu bereiten, deren Dürftigkeit im Zeichen der Vorratlosigkeit des Zusammenbruchs stand.

Wir waren unserer sechs. Drei davon waren bereits seit 1914 Dienst, zwei waren erst später Soldat geworden. Der Sechste, ein Bapier, der ebenfalls Anno 14 eingedrückt war, hatte ein mildes Dasein merkwürdiger Kriegsschicksale hinter sich. Er war ein mittelgroßer, fehniger Mensch, dessen Gesichtsausdruck in fortwährendem Wechsel begriffen war und dessen Leben, wie es schien, eine ständige Kugellosigkeit bedeutete.

Draußen war glodenheller, brühheißer Tag, und heiß war es auch in unserer sonst schattigen Hütte, wegen des zwischen einigen plump zusammengewürfelten Steinen brennenden Kofeufers. Die Hütte lag einsam, und manchmal hatte uns eine traurige, tödliche, schreckliche Langeweile überfallen, oder aber wir trafen uns in dem durch unsere Abgeschlossenheit welter bedingten Gegenfasse — im heftigen Streit um nichts! Heute saßen wir friedlich auf unserer Sitzgelegenheiten herum und erzählten.

„Wenn wir einander genug angelogen haben, dann erzählt jeder einmal etwas Wahres!“ schrie der mit den bewegten Kriegsschicksalen und verzog das Gesicht zu lautlosem Lachen. Nach einigem Streit entschieden wir uns dafür, daß dieser Vorschlag gelten sollte, und daß der Wilde, wie wir den Bayern nannten, weil er irgendwo um das Fichtelgebirge herum zu Hause war, den Anfang machen sollte. Er erzählte sehr ernst geworden, und das Gesicht, sowie die Stirn in vielen Falten, sich oft überstürzend in der Art eines Menschen, auf den in kurzer Zeit eine Flut von Ereignissen herein gestürmt war, deren er innerlich nur mit den größten Mitteln Herr wurde. Er erzählte aber auch in der farbigen Art unterer Volkschichten, mit zahlreichen Wortbildern und manchmal flüchtig hingeworfenen Worten, welche wie schwere Steine fielen, ungefähre folgendes:

„Es ist jetzt ein Jahr vorbei, da haben mich die Franzosen mit einigen anderen gefangen genommen. Wir waren im vordersten Graben abgeschnitten worden und die erbärmlichen Vöcher, welche von unserem Graben übriggeblieben waren, schwammen in Blut. Mich selbst hatte ein Holzsplitter am Kopf getroffen und das Blut lief mir über das Gesicht in die Augen, so daß ich kaum noch etwas sah und vielleicht demitleidenswerter aussah, als mich meine Verletzung wirklich machte. Die Franzmänner trieben uns in schärfstem Feuer zurück, und es ist mir heute noch ein Rätsel, wie wir da passieren konnten. Wir wurden durchsucht und dann weitertransportiert. In einer Stelle fragte uns dann ein Offizier, der gut deutsch sprach, lang und breit über alles mögliche aus. Wir haben Sachen erzählt, von denen wir gar nichts wissen konnten. Das wurde alles niedergeschrieben. Dann hatte man uns mit anderen Gefangenen auf eine Feldbahn verladen und einige Stunden weit gefahren. Da mußten wir dann aussteigen und kamen in schlechte, stülpige Baracken, welche von doppeltem Stacheldraht umgeben waren. Unser Lager bestand aus mulsigen Stroch und wimmelte von Ungeziefen. Die Leichterwundeten wurden am anderen Tag weitertransportiert. Ich selbst mußte dableiben. Man band uns ein paar Fesseln um und dann trieb man uns zur Arbeit. Es wurde eine Bahnstrecke gebaut und wir in Gruppen formiert, dann als solche je einem französischen Eisenbahnsoldaten zur Arbeit zugeteilt. Mit Schaufel und Hacke mußten wir schwer arbeiten. Das Futter war hundefschlecht, und nach Verlauf einiger Wochen sahen wir heruntergekommen, verlaust und abgemagert, wie übel gekahlene Tiere aus. Daß es unmöglich ist, gegen solche Zustände irgend etwas zu unternehmen, das wißt ihr ja auch. Ihr braucht nur die gefangenen Russen zu betrachten, welche in unserer eigenen Feuerzone von uns selbst zum arbeiten gezwungen werden. Selten, daß sich bei den Sägern einmal einer befand, der uns auch als richtige Menschen hat gelten lassen. Darunter haben wir mehr gelitten, als unter der schweren Arbeit und den Entbehrungen. Es war genau wie bei uns, wo neun Zehntel unserer eigenen Leute den Kriegsgefangenen hinter der Front nicht viel höher als das Vieh betrachten und darnach behandeln.“

Dann kam der Herbst. Wochenlang waren wir jeden Tag bis auf die Haut durchnäßt. Raun wurde es uns möglich, abends die Kleider notdürftig trocknen zu können. Wir verkamen im Schmutz. Briefe erhielten wir nicht. So viel unglückliche Augen wie dort, habe ich im Leben noch nicht gesehen, und mir ist doch das Unglück und das Elend schon herdenweise vor Augen herumgetrocknet. Dazwischenhinein kamen Tage und Wochen, an denen von der nahen Front die Schlächt in tausend Kanonenschlägen herüberdonnerte, an welchen wir zu solcher Eile bei der Arbeit angetrieben wurden, daß wir außer Atem kamen und uns die Knie vor Anstrengung zitterten. An solchen Tagen haben wir uns oft abends vor Müdigkeit nicht ausgezogen und einfach, so, wie wir gingen und standen, auf das Stroch geworfen. Wir waren nunmehr in Abteilungen von je fünfzig Mann einem Unteroffizier oder einem Eisenbahnsoldaten zugeteilt, welcher die Arbeiten leitete. Unsere Abteilung führte ein französischer Unteroffizier, der uns manchmal bis aufs Blut peinigte. Es war ein blonder, starker, gut genährt aussehender Mensch, mit übermäßigem Gesichtsausdruck und äußerst hochmütigem Benehmen, der uns den ganzen Tag mit Schimpfsworten belegte und auch gelegentlich vor Strochhieben nicht zurückschonte. Er lief mit dem Prügel in der Hand von einem zum andern, schrie, lärmte und widersprach sich in hundert Anordnungen. Mir ist damals oft der Gedanke gekommen, auszureißen. Aber immer wieder schreckte ich vor den Hindernissen zurück.

Bis eines Tages irgendetwas passierte, das mich doch zur Flucht bewog, weil keiner von den anderen die Schneid dazu hatte. An jenem Tag ging es kunterbunt zu. An der Front war eine heftige Schlacht entbrannt und wir konnten die Rauchbäume, wie plötzlich aufsteigende und wieder versinkende Wälder, ganz nahe vor uns sehen. Eine unserer Abteilungen mußte Feldbahnen beladen, während wir, zu fünfzig Mann, einen Kastenwagen um den anderen mit Kies vollzuschöpfen hatten. War ein solcher Kieszug fertig, dann wurde er von der Lokomotive an einen uns unbekanntem Ort geschleppt. Vielleicht zu einem Brücken oder Dammbau. Der Unteroffizier konnte sich an diesem Tag mit Treiben und Schlagen und Schimpfsworten gar nicht genug leisten. In seinem Eifer sprang er auf einen der mit Kies zu beladenen Wagen, deren Bordwände halbmannshoch waren. Vielleicht um uns besser übersehen zu können, vielleicht aus einem anderen Grunde. Verschiedene Schaufeln voll schweren Kieses flogen bereits auf den Wagen.

Da geschah etwas Entsetzliches, das mich heute noch kalt werden läßt, wenn ich daran denke. Jemand einer von uns hatte mit voller Wucht, aus Absicht oder Zufall, eine Schaufel Kies geworfen, welche dem Unteroffizier direkt an die Schläfe flog. Das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber der Unteroffizier fiel bewußtlos um und war insfolgedessen, weil hinter den Bordwänden liegend, nicht mehr zu sehen. Dies geschah in einem Augenblick, rasch wie ein Gedanke. Aber kein einziger von unseren Leuten

hödete zu schaufeln auf. Manche mochten den Vorfall gar nicht gesehen haben. Doch ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl darum wußte, Schaufel um Schaufel leerte unerbitlich Kies um Kies auf den Menschen. Ich selbst habe fieberhaft geschafft und einer hat den anderen durch dieses tolle Arbeiten so angefeuert, daß der Wagen in kurzer Zeit voll beladen war. All unsere Wut und unsere Schrecken und unsere Angst schaufelten wir mit hinein. Es war der letzte Wagen gewesen. Von den anderen Abteilungen erkönten die Feierabendpfeiffe. In der Geschwindigkeit des allgemeinen Aufbruchs traten wir ohne Führer zu den übrigen und wurden in die Baracken getrieben. Kein Mensch sprach über den Vorfall. Einer sah immer nur mit großen, schreierfüllten Augen dem andern ins Gesicht, ohne es zu wagen, ein Wort über das Vorkommnis zu verlieren, weil er selber nicht wußte, ob der andere als Mitwisser in Betracht kam. Dann spät abends, als alles schlief, habe ich mich mit drei Kameraden besprochen. Wir sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß man binnen einigen Tagen den Unteroffizier beim Abladen des Kieses bekümmert finden, Nachforschungen anstellen werde und fürchteten für uns alle das Schlimmste, wenn es nicht gelänge, irgend etwas zu tun, daß die Spur ablenke. Da ist mir dann eine Idee gekommen.

Die haben wir am andern Tag auch ausgeführt. Jeg lehte mich in einen Eisenbahnwagen und die anderen drei bauten in rasender Eile Schachtbretter um mich, jedoch so, daß ich mich von innen her selbst freimachen konnte. Eine Stunde später rollte der Feldbahnzug der nahen Front entgegen. Nachts bin ich herausgetrocknet und habe mit aus einem Schuppen einen Mantel und einen flachen Stahlhelm gehohlen. So bin ich denn durch den französischen Graben gegangen. Mit einer leeren Maschinenengevermunitionskiste in jeder Hand und einem Herzen voll Angst und Hoffnungen. Ich war schon aus dem französischen Graben heraus, durch den Drahtverhau und dicht vor dem deutschen Graben. Da habe ich noch einmal einen Beinschuß gekriegt. Dann hat man mich in den deutschen Graben heruntergezogen. Solange ich im Lazarett lag, fuhr ich beinahe jede Nacht aus dem Schlaf hoch, da ich immer wieder jene schreckliche Szene durchträumte. Wir sind im Krieg alle zusammen Tiere geworden!

Gewiß, so schloß der Bayer seine Geschichte, — wie'd mancher vielleicht sagen, das sei nichts anderes als gemeiner Mord gewesen. Vielleicht stimmt es, vielleicht auch nicht. Eines aber ist sicher: daß wir wie im Zwang weitergeschaukelten, weil einer den andern in jenem Augenblick mit sich fortteiß, ohne daß auch nur ein einziges Wort bei der ganzen Geschichte gesprochen wurde. Ich hoffe nur, daß der Verdacht, den Unteroffizier ermordet und dann in dem Wagen verscharrt zu haben, auf mich gefallen ist, damit meine Kameraden nicht unter der Sache zu leiden hatten.“

Der Bayer schwieg und brannete sich eine Pfeife am Kofcheurer an. Einer der beiden jüngeren Leute lachte schallend über die Geschichte, wie man über einen gelungenen Streich lacht und machte eine rohe Bemerkung dazu.

Wir anderen starren den Bayer an wie einen Mörder und wußten doch, daß wir um kein Haar anders gehandelt hätten, wären wir in der gleichen Lage gewesen. Denn in uns allen wohnt neben dem guten Menschen tief innen das Tier, das wir mit Mühe nur ständig gefesselt halten.

Schauspieler hungern

Die Ziffern, die man hört, sind erschreckend. 12 600 Bühnenkünstler suchten in diesem Jahr in Deutschland ein neues Engagement. Verblieben sind an den 358 deutschen Bühnen noch 7400 Stellen, nicht etwa offene Stellen, denn sie sind zum großen Teil über und über besetzt. Der Geldmangel der Intendanten und Direktoren nimmt manchmal schon ganz groteske Formen an.

Da sucht zum Beispiel eine Bühne eine Salondame, die hinauf zum „Gretchen“ und herunter bis zur „kleinen Göre“ in einem Operettenschwanz spielen und außerdem noch singen soll. Eine andere Bühne ist auf der Suche nach einer Operettensoubrette, die aber auch in der Oper verwendbar ist und bis zur „Siglinde“ singen kann. Für drei entlassene Schauspieler möchte ein Direktor als Ersatz einen Inspektanten engagieren, der nicht nur spielen und singen, sondern sich auch als Souffleur und Requisiteur betätigen kann. Alles zusammen für 150 Mark.

Eine andere Bühne sucht einen Inspektanten mit Frackfigur, der also auch kleine Chargencollen übernehmen muß, zudem stimmbegabt sein und als Chorführer mitwirken soll. Dafür bietet das Theater 120 Mark monatlich und schreibt schließlich dem Bühnenachweis noch ab mit der Begründung, man habe selber einen für 110 Mark gefunden. Manche Schauspieler, die etwas können, sind heutzutage überhaupt nicht mehr unterzubringen. Für klassische Heroinnen oder Heldinnenmütter ist keine Vakanz mehr vorhanden, weil die Direktoren bei Bedarf auf ihre altgewordene erste Heldin zurückgreifen. Jugendliche Naive, muntere und jugendliche Salou-

damen, die mit 30 Jahren nicht den Uebergang in ein älteres Fach gefunden haben, sind einfach nicht mehr unterzubringen. Ebensovwenig finden komische Alte heute noch ein Engagement.

Der Gagedurchschnitt für Schauspieler beiderlei Geschlechts soll 50 bis 180 Mark betragen. Aber vielfach werden diese Sätze noch unterboten. Bei Berliner Bühnen bieten sich täglich Darsteller für 2,50 Mark pro Abend an, ja selbst Leute mit Namen spielen für 6 Mark pro Tag. Not kennt eben keine Hemmungen. Dabei muß man bedenken, daß 62 Prozent aller deutschen Bühnen nur 6 bis 9 Monate spielen, so daß also die Künstler einen Teil des Jahres hindurch überhaupt nichts verdienen.

Man kann sich ungefähr einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß in diesem Jahr bei Saisonbeginn nur 16 Prozent, also rund 1100 Künstler, ihre Bühnen gewechselt haben. In früheren Jahren verstand man unter einem gefunden Wechsel einen solchen von 40 Prozent aller Festengagierten. Und dieser Wechsel fand auch statt. In den einzelnen Fächern steht es übrigens ganz verschieden aus. Bei der Oper sind von den Männern 33 Prozent, von den Frauen 45 Prozent erwerblos, beim Schauspiel von den Männern 29 Prozent, von den Frauen 36 Prozent. Das eigenartige ist, daß es bei allen Fächern mehr Männer gibt und daß trotzdem mehr Frauen erwerblos sind. Komische Alte und Heldenmütter sind zu 100 Prozent erwerblos und noch schlimmer, wenn das überhaupt ginke, steht es bei den Souffleuren (viele altgewordene Schauspielerinnen werden Souffleure), beim Chor und Ballett, 200 lyrische Baritone kamen auf neun freie Stellen, weil in Deutschland jede zweite männliche Stimme, die etwas taugt, ein Bariton ist.

Ein Pech für die Schauspieler ist, daß einerseits nur dann eine neue Bühne eröffnet werden kann, wenn die Bedürfnisfrage beachtet, andererseits jeder abgebaute Schauspieler oder Sänger sich als Lehrer niederlassen und jährlich Hunderte von „Talenten“ ausbilden darf. Im letzten Winter haben sich 2000 Anfänger für Oper und Operette (darunter 1600 Mädchen) und 800 Anfänger für das Schauspiel neu vorgestellt. Nicht gerechnet die, welche sich nicht von einer der 12 Prüfungskommissionen prüfen ließen. Rund 3000 junge Menschen gehen jährlich zur Bühne, wo durch Tod, Heirat oder Abgang und Ueberalterung nur 750 Stellen frei werden. Wohin soll das führen?

Und so verbringst du deine kurzen Tage . . .

Die Statistik eines Conderlings

Ein 143-jähriger kann sich rühmen, das eigenartigste Tagebuch geführt zu haben, daß es je gegeben hat, und zwar entschloß er sich als junger Mensch, ganz genau aufzuzeichnen, wieviel Zeit er an die verschiedenen Dinge des Lebens wenden würde. Er hat sein Vorhaben getreulich ausgeführt, so daß sein Tagebuch eine klare Uebersicht gibt über die Frage: wie verbringt man seine Zeit? Es ist ein Durchschnitt von fünfundsiebenzig Jahren genommen und danach die Zeit berechnet worden, die täglich für die einzelnen Tätigkeiten aufgewendet wurde. Danach entsielen:

auf den Schlaf	7 Stunden, 58 Minuten, 16 Sekunden,
Pantoffelsuchen	1 „ 12 „
Rasieren	7 „ 48 „
Bad	12 „
Suche nach Kragnenkopf	1 „ 17 „
Krawattenbinden	2 „ 43 „
Ankleiden	12 „ 26 „
Warten auf Frühstück	3 „
Frühstück	12 „
Versuche zu telephonieren	57 „
Telephonieren	2 „ 13 „
Bühnen	7 „
Nach der Uhr sehen	4 „
Hauszie aufschließen	10 „
Auf Straßenbahn warten	3 „ 30 „

usw. In seiner Zusammenfassung sagt der Conderling: „Ich bin jetzt achtzig Jahre alt und habe mein Leben wie folgt verbracht:

Schlafen u. Ankleiden	26 Jahre, 312 Tage, 48 Etund., 22 Min.
Arbeit	21 „ 95 „ 44 „ 40 „
Mergentlich u. launisch	6 „ 116 „ 14 „ 10 „
Essen und Trinken	5 „ 346 „ 5 „ 12 „
Warten auf etwas	5 „ 302 „ 16 „ 45 „
Liebe	4 „ 39 „ 8 „ 27 „
Freien	4 „ 12 „ 15 „ 3 „
Reisen	3 „ 273 „ 18 „ 24 „
Zeitungslesen	1 „ 243 „ 7 „ 18 „
Rasieren	228 „ 2 „ 52 „
Schuhe anziehen	39 „ 49 „ 18 „

Das Nach-der-Uberleben hat 30 Tage seines Lebens verlangt, das Aufschließen der Haustür 26 Tage, das Einsetzen des Federshalters 21 Tage, das Binden der Krawatten 18 Tage, im Theater hat er 16 Tage zugebracht, die Nase hat er sich 13 Tage lang geschnäuzt, die Zigarren angezündet 12 Tage lang. Nach dem Kragnenkopf hat er 6 Tage gesucht, Brillengläser gepuht 5 Tage lang, gegähnt hat er 4 ganze Tage seines Lebens, für die Kindererziehung hat er 26 Tage gebraucht, für Hundersieben 2 Tage. Gelacht hat der arme Mann nur einen Tag, 22 Stunden und 3 Minuten. Wahrscheinlich hat sein Tagebuch ihm zu längerem Lachen nicht Zeit gelassen!

Welt und Wissen

Goethe über Heidelberg. Im Tagebuch Goethes findet sich unterm 26. August 1797 über Heidelberg folgende Einzeichnung: „Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich bin in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksteht, sieht man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse; sie ist in der Länge auf einen schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebaut, das obere Thor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß nur die Landstraße nach Neckargemünd die nöthige Breite hat. Ueber dem Thale steht das alte verfallene Schloss in seinen großen und ersten Halbrünnen. Den Weg hinauf bezeichnet durch Bäume und Büsche blühend eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg, höher als der Schloßberg, in dem er in großen Partien den rothen Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt, hinabwärts fort. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man eine große Fläche davon zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, in dessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahreszeit fließt dahin und nach der Brücke fließt, welche im echten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Recht steht, sowie die Statue der Minerva von der andern Seite wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie am Anfang der horizontalen Brücke um so viel höher sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Konstruktion möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nötig sind, da denn die Schönheit wie billig der Nothwendigkeit weichen mußte.“

Charlotte Buffs Nachfahren in Frankreich. Nachforschungen des Berliner Schriftstellers Dr. Bruno Weil, die er der Pariser „Gomodia“ mitgeteilt hat, ist zu entnehmen, daß die 6. und 7. Generation der Nachkommen von Goethes Nette in Frankreich noch sehr zahlreich sind. Einer der Söhne des Ehepaars Kestner ließ sich um die Jahrhundertwende in Thann nieder als Fabrikant chemischer Produkte. Sein Sohn, Charles Kestner, also der Enkel Charlottens, hatte fünf Töchter. Eine derselben heiratete einen Industriellen Kistler und wurde die Schwiegermutter des Staatsmannes Jules Ferry; dieser Linie gehört durch Allianz auch der bekannte Pariser Advokat und Journalist Georges Claretan. Die vierte Tochter heiratete den nachmaligen Senator Scheurer-Kestner, der in der Dreifüß-Affäre eine Rolle gespielt hat; dieser Familie gehören von bekannten Persönlichkeiten an der französische Botschafter Pellet in Haag, ferner der bekannte nationalistische Journalist und Akademiker Andreé Chammeil und der Goncourat-Akademiker Pol Rebeur. Die fünfte Urenkelin würde die Gattin von Charles Floquet, der in der Boulanger-Epoche Ministerpräsident war. Aus der Familie der ersten Urenkelin, die sich mit Victor Chausoff verheiratete, scheint ein Zweig in die Schweiz zu weisen, indem ihre Tochter einen Herrn de Bavler von Basel ehelichte.

Atome schreiben. Auf der 89. Jahresversammlung der amerikanischen „Vereinigung für den Fortschritt der Wissenschaft“ in New Orleans wurde eine Apparatur vorgeführt, durch die der „Geburtschrei der Atome“ gehört werden kann. Unter dem als ein seines Ticken vernehmbareren „Geburtschrei der Atome“ versteht der amerikanische Physiker Robert Millikan dasjenige Geräusch, das durch die kosmische Ausstrahlung entsteht. Nach Millikan bestehen die kosmischen Strahlen aus Energie, die während der